

Beilage zum Hohenstein-Grüßthaler Anzeiger

Tageblatt.

Nr. 72.

Sonntag, den 30. März 1913.

40. Jahrgang

Das Jahr 1813.

Das Blutgericht von Bremen und Hamburg. — Das Gefecht bei Böhmen und Johanna Stegen. — Marschall Davout und die Elbbrücke in Dresden. — König Friedrich August von Sachsen. — Blücher und sein Aufruf an die Sachsen. — Kutusow. — Einfegung der Vöhower.

Während sich in Breslau die großen historischen Vorgänge abspielten, waren die Kosaken schon bis zur Elbe und darüber hinaus bis zur Weser gestreift. Am 18. März rückte der russische Oberst Lottensborn, ein geborener Hamburger, in seine Vaterstadt unter unerbittlicher Begeisterung der Bevölkerung ein. Ebenso erschienen in Bremen die schnellen Kosaken und führten einen Aufstand der Bürgerschaft gegen die französischen Behörden herbei, der sich auch auf die umliegenden Städte erstreckte. Sober war die militärische Macht bei weitem nicht stark genug, um einer Wiederkehr der Franzosen vorzubeugen, und so hielten auf Napoleons Befehl Marschall Vandamme in Bremen und sein Kamerad Davout in Hamburg ein schweres Strafgericht ab. Die Todesurteile wurden erst verringert, als die russischen Generale Wittgenstein und Tschernitschew gedroht hatten, für jeden Erschossenen gefangene Franzosen töten zu lassen.

Glücklicherweise verlief das erste bedeutende Gefecht, das am 2. April 1813 bei Böhmen stattfand, aus dem der französische General Morand, der sächsischen Truppen neben Franzosen führte, von dem General von Dörnberg, demselben, der 1809 vergeblich den Thron des Königs Jerome von Westfalen zu stützen versucht hatte, mit Preußen und Russen hinausgeschlagen wurde. Als die preussischen Truppen unter Major Wörde sich verschossen hatten, trug ihnen ein junges Mädchen, Johanna Stegen, Patronen zu. Diese junge Heldin, die damit viel zu dem Erfolge beisteuerte, heiratete später nach Berlin, wo sie auch begraben liegt und auf ihrem Hügel ein Denkmal errichtet wurde. Dem Major von Wörde wurde für seine Tapferkeit in diesem Gefecht das erste Eisene Kreuz im Feldzuge verliehen.

Der von Napoleon zur Unterdrückung des Hamburger Aufstandes nach der Küste beorderte Marschall Davout hatte, um den von

Schlesien herandrückenden Preußen die Besetzung der sächsischen Hauptstadt zu erschweren, zwei Bogen der schönen Dresdner Elbbrücke gesprengt und die Einwohnerschaft noch schlechter auf die Franzosen zu sprechen gemacht, als sie dies ohnehin schon waren. Die Stimmung in der Bevölkerung war einem Anschluß an die Verbündeten sehr geneigt, aber sie vermochte nicht, eigenmächtig zu handeln, da der 60jährige König Friedrich August schon Ende Februar das Land verlassen hatte und nach Prag gegangen war. Mit Unrecht hat man dem sehr gütigen und bei seinem Volke beliebten Herrscher den Vorwurf der Zaghaftigkeit gemacht, da seine Landesrinder in den französischen Reihen kämpfen mußten, Sachsen unter dem harten Zwange Napoleons stand und bald der Schauplatz des Krieges werden sollte, auf dem sich die Hauptschlachten abspielten, so blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuwarten. Einstweilen hatte er seinen Offizieren befohlen, die Festungen Lorgau und Königstein gegen beide Parteien geschlossen zu halten.

Zum Oberbefehlshaber der aus Schlesien in Sachsen einrückenden preussischen Truppen war der betagte, aber von einem wahren Jünglingsfeuer befehlte General von Blücher ernannt worden. Beim Betreten des sächsischen Bodens erließ er eine Proklamation, worin es hieß: „Im Osten von Europa hat der Herr der Heersöhnen ein schreckliches Gericht gehalten, und der Todesengel hat dreihunderttausend jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche die Erde im Leben und im Tode unterjochten wollten. Wir ziehen jetzt, wofür der Finger der Vorsehung uns weist, um zu kämpfen für die Sicherheit der alten Treue und unsere nationale Unabhängigkeit. Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unseren Bruder betrachten, den Freigeleiteten, Schwachmütigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten, den Erschlagenen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräter am gemeinsamen Vaterland unauflöschlich verfolgen.“

Als Blücher am 30. März 1813 in Dresden eintraf, wurde er mit seinen Soldaten auf das herzlichste willkommen geheißen. Er ließ den Dresdnern in einem besonderen Tagesbefehl folgenden mitteilen: „Der Zutritt

zu mir ist jedem Unterdrückten offen, jede Klage werde ich hören, jede Verletzung der Manneszucht streng bestrafen. Jeder, auch der geringste, kann sich mit vertrauensvoll nähern, ich werde ihn lieblich aufnehmen.“ Die Preußen hielten vorzügliche Manneszucht, und so war das Verhältnis zu der Bevölkerung das beste.

In Dresden hatten sich dann auch die verbündeten Monarchen eingefunden, aber mit dem schnellen Angriff, den die preussischen Generale verlangten, ward es noch nichts. Die Russen unter ihrem General Kutusow kamen so langsam wie möglich heran, der alte, kränkliche Obergeneral vermochte keine Energie mehr zu entwickeln und ließ die Dinge sich abspielen, wie sie wollten. Die Hauptsache war ihm ein gutes und bequemes Mittagessen. Ein Glück für die Freiheitsache war es, daß er in der sächsischen Stadt Bunsau, wo er am 18. April einmarschiert war, starb. Sein Nachfolger im Kommando über die russischen und zugleich im Oberbefehl über die gesamten verbündeten Truppen war der General Graf Wittgenstein, der denn nun auch im schnelleren Tempo seine Regimenter nach Sachsen führte, wo inzwischen aus Berlin das Postkors nach einem siegreichen Gefecht bei Wackerbar am 7. April angekommen war. Der Morgen des ersten großen Schlachttages dämmerte langsam empor.

Einfegung der Vöhower in Rogau.

Am 27. März 1813 abends um 6 Uhr zog die gesamte, auf 900 Mann sich belauende Infanterie unter Glockengeläut und bet von Bürgermützlern ausgeführten Feldmusik in der schönsten Ordnung und mit feierlicher Stille aus Jöhben hinaus nach dem nahe gelegenen Rogau, wo sie sich auf dem Plage vor der Kirche mit der dafelbst bereits aufgestellten Kavallerie — 200 Mann stark — vereinigte. Zunächst wurden hier die preussischen Kriegartikel vorgelesen. Die Sonne war unterdessen untergegangen, und die kleine, einfach, aber geziemend geschmückte Pfarrkirche war „anständig“ beleuchtet. Bemerkbare, angesehene Familien und viele Zuschauer, selbst aus Breslau, hatten sich bereits darin versammelt. Jetzt wurden zunächst die verschiedenen Abteilungen der Infanterie mit Waffen und Ge-

päd in musterhafter Ordnung in die Kirche geführt. Ein von dem Kirchenorchester gespielter Marsch empfing sie und dauerte so lange fort, bis auch die Kavallerie eingezogen und jeder Platz besetzt war. Dann schied der Marsch, und mit voller Orgel- und Instrumentalbegleitung wurde in sichtbarer Andacht von sämtlichen Truppen das von Theodor Körner gedichtete, auf grüne Zettel gedruckte „Einfegungslieb“, gesungen, das in dem Refrain ausklingt: „Dem Herrn allein die Ehre!“ Bei der letzten Strophe des Liedes trat Pastor Peters, der Prediger des Ortes, vor den Altar, in dessen Nähe die Offiziere des Corps in einem Halbkreis standen, und hielt in kräftiger Sprache eine herzerregende Rede, die mit der Aufforderung zum Treueid endigte: „Wollen Sie als Menschen Ihre Menschlichkeit, als Bürger Ihre Vaterland, als Soldaten Ihren König, als Christen Ihren Glauben wie verzeihen in der geltenden Stunde? Dann erhebe ich Sie, mir ehrentümlich und laut und mit emporgeschobener Rechten die Worte nachzusprechen: „Wir schwören es.“

Nach diesen Worten erhoben sich mehr denn tausend Arme, und mehr denn tausend Stimmen riefen in dumpfer Rührung: „Wir schwören es.“ Erschütternd fiel ein Paukentor im Crescendo und ein Trompetenstoß in der gedämpften Septimharmonie ein. Darauf warf sich Peters auf die Knie und sprach das Gebet für die dem Kampf ums Vaterland Geweihten.

„Bei dem Allmächtigen,“ so äußert sich Körner über den weiteren Verlauf des Beisatzes brieflich, „es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todeswelle flammend zuckte, wo alle Herzen hebenmütig schlugen. Der feierlich vorgelesene und von allen nachgesprochene Treueid, auf die Schwärter der Offiziere geschworen und „Ein feste Burg ist unser Gott“ machte das Ende der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Vivat, das die Krieger der deutschen Freiheit ausbrachten, gekrönt wurde, wobei alle Klängen aus der Scheibe flogen und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. Diese Stunde hatte um so mehr Ergreifendes für uns, da die meisten mit dem Gefühle hinausgingen, es sei ihr letzter Gang.“

Helden der Pflicht.

Ein Roman aus dem Lande der Witternachtsformel. Von Erich Friesen.

10. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

5. Kapitel.

Am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr sitzt Erich in der Bibliothek seiner Schülerin gegenüber.

Ingeborg lehnt in demselben Armstuhl, in dem Erich vorgestern Abend Sigrid Arnolfsen zuerst erblickte; fessellos fluten die goldschimmernden Haarwellen den Rücken hinab, bis auf das weiche Gürtelband, welches das lockere Blusenkleid in der Taille zusammenhält. Mit erhöhtem Interesse ruhen heute Erichs Augen auf dem lieblichen Mädchenantlitz, vergessend nach irgend einem Zeichen eines unachteten Geistes spähend.

„Was meinen Sie dazu, Fräulein Ingeborg, wenn wir nicht bei den Anfangsgründen anfangen, sondern in der Mitte? Es ist weniger langweilig.“

„Ingeborg lächelt sie in die Hände. „Ja, ja! Ich hatte schon Angst, ich würde Striche zeichnen müssen und Kreise und —“

Sie bricht plötzlich ab, starrt eine Weile vor sich hin und flüstert dann ängstlich:

„Sie gingen gestern mit der Tante spazieren. Haben Sie Ihre Versprechen gehalten? Haben Sie ihr nichts gesagt? Und wovon redeten Sie überhaupt?“

Einen Augenblick schwankt Erich, ob er auf ihre Bemerkungen eingehen solle. Dann entscheidet er mit freundlichem Ernst, sie fest anblickend:

„Wir sind beim Zeichenunterricht, Fräulein Arnolfsen; ich bin Ihre Lehrerin, Sie sind meine Schülerin. Nach der Stunde werde ich mit Vergnügen über alles mögliche mit Ihnen plaudern.“

Sie sieht ihn groß an. Nachlässig läßt sie eine ihrer langen Locken durch die Finger gleiten und hält das Ende derselben mit den Zähnen fest.

„Sie scheinen genau so ernsthaft zu sein wie Tante Sigrid. Aber Sie haben recht, ich bitte um Entschuldigung.“

Erich gibt seiner Schülerin auf, in groben Umrissen einen Teil des Himmels zu zeichnen — Wälder, Berge, Schiffe und ein Städtchen. Er selbst will das Gleiche tun. Nach

zwanzig Minuten sollen beide Zeichnungen miteinander verglichen und die eventuellen Fehler in der ibrigen herausgefunden und verbessert werden.

Die Aufgabe ist eine eigentümliche; doch Erich hat sich vorgenommen, Ingeborg anders zu behandeln, wie andere Kinder, und er ist gespannt, wie das Experiment ausfallen wird. Schon nach einer Viertelstunde legt sie ihre Zeichnung neben die seine. Erich neigt sich die Köpfe von Lehrer und Schülerin über die Blätter.

„Ach, mein Vorhang!“ ruft Ingeborg betroffen. „Wie schön ist Ihrer dagegen!“

„Besonders schön?“

Ernsthaft vergleicht das Mädchen die Zeichnungen.

„Meiner sieht aus, als sei er aus demselben festen Material, wie der Schreibtisch und das Bücherregal! Bei Ihnen sind die Falten schon angebeutet.“

„Vorfriedigt nicht er ihr zu.“

„Und was weiter?“

Gleich dem ersten, findet sie ohne Mühe auch die anderen Fehler heraus. Dabei sind ihre Bemerkungen und Fragen so orientiert und verständig, daß ihn der Unterricht zu interessanter anfangt.

Gleich anreißend für beide Teile verlaufen die Unterrichtsstunden der nächsten Tage. Kein Zwischenfall tritt ein, der auf irgendwelche Weisheitsgestaltigkeit oder auch nur fixe Ideen schließen ließe.

Wiederholt fragte sich Erich, wie alt seine Schülerin wohl sein möge. Die zarte Gestalt deutet darauf hin, daß sie kaum dem Kindesalter entwachsen ist; auch zeigt ihr Antlitz, besonders wenn sie lacht, völlig den naiven Ausdruck des Kindes. Sobald sie jedoch nachdenklich, nehmen die weichen Züge eine eigentümliche Schärfe an, so daß sie manchmal älter aussieht, als ihre Tante.

Gerade hat er sich vorgenommen, Sigrid Arnolfsen nach dem Alter ihrer Nichte zu fragen, um sein Benehmen der Schülerin gegenüber danach einrichten zu können. Da tritt ein Umstand ein, der ihn darüber aufklärt, ob Ingeborg Valetti als Kind zu behandeln sei oder als erwachsenen Mädchen.

Soeben hat sie einen Felsen nach der Natur gezeichnet. Mit fliegenden Haaren und leuchtenden Augen stürmt sie ins Zimmer, in der hochgehaltenen Hand das Blatt mit der

wohlgelegenen Zeichnung.

Woll herzlich Freude über das offenbare Talent seiner Schülerin und in ihr augenblicklich nur das übermütige, harmlose Kind sehend, zieht er sie ein wenig zu sich heran, um ihr liebevoll die erhitzten Wangen zu streicheln.

Doch mit ernstem, vorwurfsvollem Blick und bis unter die feidenweichen Stirnlöcher errötend, weicht sie zurück, und Erich weiß von nun an, daß seine Schülerin kein Kind mehr ist.

Etwa vierzehn Tage nach Erich Niels Ankunft in Schloß Sandsgaard tritt Regenwetter ein. Einförmig rieseln große Tropfen auf die Fensterhänge der Bibliothek; dunkle Wolken hängen schwer am Himmel, und das Labyrinth kleiner Inseln und Klippen blickt trübselig unter düsteren Nebelwolken über die grauschwere Flut.

Wieder sitzen in der Bibliothek Lehrer und Schülerin einander gegenüber. Trotz der Vormittagsstunde brennt die bronzene Hängelampe, alle Gegenstände ringsum trüb beleuchtet.

Schon bei Beginn des Unterrichts merkt Erich, daß Ingeborgs Gemüt unter irgend einem Druck leidet. Sie hat den Bunsch ausgeprochen, heute „Köpfe“ zeichnen zu dürfen, und in Rücksicht auf ihre seelische Verfassung gibt er ihr nach. Er wählt aus seiner Studienmappe einen besonders hübschen Kopf, das Profilbild einer Spanierin.

Sofort begibt sich Ingeborg an die Arbeit. Auffallend rasch fliegt der Stift über das Papier, wobei sie — ganz gegen ihre Gewohnheit — beständig draußlos spricht.

Ohne Unterbrechung und ohne die Augen auch nur ein einziges Mal vom Papier zu heben, erzählt sie alles Mögliche und Unmöglichliche. Dabei nimmt ihre Nervosität mit jedem Augenblicke zu. Woll Unruhe beobachtet Erich, wie die Hand, die den Stift führt, heftig zittert, während die Linke, die auf dem Papier ruht, sich leise ballt.

Nach mit sich im unklaren, ob er den Unterricht abbrechen soll, bemerkt er plötzlich, wie ihre Zähnchen krampfhaft aufeinanderbeissen — so fest, daß aus der Unterlippe ein dicke Blutstropfen hervorquillt und auf die Zeichnung niederrinnt.

Und jetzt schreit Ingeborg leise auf. Angstvoll hebt sie die Lider und starrt mit allen Zeichen des Entsetzens nach dem Fenster vor-

hang.

„Sehen Sie — dort!“ raunt sie ihm, an allen Gliedern zitternd, zu. „Herr Niels! — Herr Niels! Ich beschwöre Sie, schiden Sie es fort!“

Dem ersten Impuls folgend, will Erich Fräulein Arnolfsen rufen. Doch kaum macht er ein paar Schritte der Tür zu, als Ingeborg stehend ruft:

„Um Himmelswillen, bleiben Sie da! Lassen Sie mich nicht allein mit ihm.“

„Sut denn! Erich ist ein energischer Mann, er wird versuchen, allein den Kampf mit dem unheimlichen Dämon, der dieses junge Geschöpf quält, aufzunehmen.“

Er tritt an ihren Stuhl heran, auf dem sie noch immer bewegungslos, wie zur Bildsäule erstarrt, sitzt, und legt beide Hände fest auf ihre Schultern.

Ein eigentümlicher Ton — halb Stöhnen, halb leises Aufschreien — entringt sich ihrer Brust. Fassig legt sie ihre Linke auf die seine, während ihre Rechte bebend nach dem Fenster deutet.

„Dort! Dort! ... Zwischen den Vorhängen! ... Sehen Sie doch hin! Und schiden Sie es fort!“

„Ich sehe nichts,“ erwiderte Erich, indem er sich bemüht, ruhig zu erscheinen. „Es ist wirklich nichts da! Sie sind nur nervös und fürchten sich vor etwas Eingebildetem!“

„Nein, nein! Es ist da! Ich fühle es schon, bevor ich hinah. Deshalb hielt ich die Augen so fest auf das Papier gefeher.“

„O Tante, Tante! ... Es kommt näher.“

„Mein liebes Kind —“ versucht er zu trösten, obgleich ihm selbst ein leichter Schauer über den Rücken läuft — „wie sieht das Ding denn aus, das Sie zu sehen glauben?“

„Ist es ein Mensch? Oder ein Tier? Oder ein Gnom? Wie? ... Machen Sie die Augen zu und beschreiben Sie es mir!“

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!“

„Was können Sie nicht?“

„Die Augen zumachen! Es bannt meinen Blick wie der Blick einer Schlange!“

„So beschreiben Sie es mit mit offenen Augen. Also —“

„Es ist das Gesicht eines Scheualls! Eines geulichen Mannes! Sehen Sie nur! Oh —!“

(Fortsetzung folgt.)

Crefelder Seidenhaus Chemnitz, Ecke Post- u. Kronenstr. und Kleiderbesätze. Spezialität: Brautseliden

Modernes Spezialhaus für Seidenstoffe